Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte der Sechsten Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1895.

Gellerts Fabeln und Erzählungen.

Von

Georg Ellinger.

BERLIN 1895.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.

1895. Programm Nr. 122.

9be
49
(1895)

122
b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HT000548382

UB Düsseldorf

+4143 623 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine übersichtliche Zusammenfassung des wesentlichen Gedanken- und Lehrgehaltes der Fabeln und Erzählungen ist nicht blofs deshalb notwendig, weil gerade bei einem derartig zusammengesetzten Werke ohne beständige Berücksichtigung der Summe der darin niedergelegten Anschauungen ein Werturteil unmöglich ist. Sie mufs vielmehr auch zu dem Zwecke angestrebt werden, damit man die Grenzen des Anschauungskreises erkennt, auf dem die Fabeln und Erzählungen sich aufbauen; denn die aufserordentliche Wirkung, die das Buch gerade in den breiten Schichten des niederen Bürgertums ausgeübt hat, erklärt sich zum Teil daraus, dafs in Stoff und Darstellung bestimmte, ziemlich eng gezogene Grenzen nirgends überschritten sind. Aber auch für die Erkenntnis der Persönlichkeit des Dichters selbst ist ein derartiger Überblick von Wert: wir lernen aus den Fabeln und Erzählungen Gellerts Lebensideal kennen. Die Modifikationen dieses Lebensideales, wie sie sich in Gellerts späterem Leben vollzogen haben, dürfen dabei um so eher unberücksichtigt bleiben, als sie nicht eine Folge der inneren Entwickelung waren, sondern durch äufsere Eindrücke, namentlich durch die immer mehr sich steigernde Kränklichkeit und die damit verbundene Hypochondrie des Dichters herbeigeführt wurden.

Vor allen Dingen empfiehlt Gellert, sich mit mittlerem Lose zu bescheiden und in ihm Zufriedenheit und Glück zu suchen. Zu hohes Emporstreben ist gefährlich; anstatt des gehofften Glückes findet man nur Plagen und Verdrufs, Leiden oder gar den Untergang; und meist sehnen sich die, denen es gelungen ist, sich emporzuschwingen, aus dem erstrebten Zustande in die frühere sorgenlose Niedrigkeit und Verborgenheit zurück. Für die Wahrheit dieses Satzes werden uns aus den verschiedensten Lebenssphären Beispiele vorgeführt. Der Schmeichler Damokles, der den Dionys um seine Macht beneidet, mufs an dem drohenden Schwerte erkennen, mit welchen Gefahren und Ängsten das ersehnte Glück verbunden ist; Monime, die ein scheinbares Glück auf den Königsthron erhoben, wird in den Sturz ihres Gemahls Mithridates verwickelt; sie mufs sich selbst den Tod geben und beklagt es noch im letzten Augenblicke, dafs sie dem Thron, wo sie keine Liebe gefunden, nicht ein bescheidenes Glück an der Seite des Niedrigsten vorgezogen hat.

Die vorstehenden Ausführungen sind ein für die Zwecke der Schule ausgewähltes Bruchstück aus einer von dem Verfasser vorbereiteten, für einen gröfseren Leserkreis bestimmten Biographie Gellerts. Das Kapitel, aus dem sie entnommen sind, trägt die Überschrift: Fabeln und Erzählungen; dem hier mitgeteilten Ausschnitt wird in der vollendeten Gesamtdarstellung ein Überblick über die Geschichte der deutschen Fabel und Erzählung bis auf Gellert sowie eine Charakteristik der Entwickelung von Gellerts Fabelstil vorausgehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber auch Vorgänge aus niederen Kreisen werden auf die gleiche Tendenz zugespitzt, und sogar die Tierfabel mufs zum Beweise des Satzes dienen: der junge Drescher, der es bis zum Schulzen gebracht, findet in seinem neuen Stande nichts als Plackereien und wünscht wieder als Drescher leben zu können; das Füllen, das die anderen Pferde um ihr schönes Reitzeug und um ihre Reiter beneidet, merkt bald, dafs das erträumte Glück nur eine arge Plage ist und möchte gern wieder die frühere Freiheit gegen den drückenden Glanz eintauschen.

Bei einer derartigen Empfehlung des Mittelmafses und der Warnung, sich nicht zu weit hinaufzuwagen, ist es erklärlich, dafs auch der Ruhm nicht allzu hoch angeschlagen wird. In der That bekämpft Gellert die Ruhmsucht und sucht zu zeigen, wie oft der Ruhm nur erträumt ist: der Eitle, der davon überzeugt ist, seine Thaten müfsten in Aller Munde sein, erkennt mit Beschämung, wie sie nicht einem Einzigen bekannt sind. Auch die Gefährlichkeit des Ruhmes wird hervorgehoben: wer etwa als Reformator auftreten und alt eingewurzelte Fehler ausrotten will, erregt zwar Aufsehen, wird aber meist selbst für unklug gehalten. Gelingt es aber jemandem, sich durch Klugheit oder Geschicklichkeit besonders auszuzeichnen und etwas Hervorragendes zu leisten, so mufs er sich in Acht nehmen, denn er wird zwar für kurze Zeit Ruhm, dann aber um so mehr Neid und Verfolgung ernten. Überhaupt wird das Urteil der Welt ziemlich niedrig angeschlagen. Sie urteilt, wie der Dichter meint, nur nach dem Äufseren und gleicht dem Knaben, der dem bunten Zeisig, aber nicht der unscheinbaren Nachtigall die Kraft zutraut, der Kehle so schöne Töne zu entlocken; sie hält den von Jugend auf gesehenen Fehler für das Richtige und ist auch durch die vernünftigsten Vorstellungen von einer solchen Meinung nicht abzubringen. Daher staunt sie auch alles Neue eine Zeitlang an und bewundert es, vergifst es aber ebenso schnell wieder. Sie läfst sich von den thörichtesten Dingen blenden; mag jemand noch so Unsinniges und Unglaubliches versprechen, die Welt läfst sich doch immer wieder fangen. Auch wo ein thörichtes Beginnen am Anfang verspottet und verlacht wird, findet es doch bald Bewunderer und Nachahmer.

Kann somit der Ruhm, zumal bei dem falschen und schwankenden Urteil der Welt ebensowenig als etwas wahrhaft Erstrebenswertes bezeichnet werden als Macht, Ansehen und Reichtum, die nicht von Dauer sind, so müssen die wahren Güter der Menschheit anderswo zu suchen sein. Thatsächlich ist das einzige wirkliche Gut ein gutes Gewissen, das einzig Begehrenswerte die Tugend, — die Tugend, denn es giebt nur eine Tugend, deren Modifikationen die sogenannten einzelnen Tugenden sind, ebenso wie es auch nur ein einziges Laster giebt. Jemand, der sich bestrebt hat, im engen Kreise gewissenhaft seinen Pflichten zu genügen, ist daher mehr wert als ein anderer, der, um Ruhm zu gewinnen, Ströme von Blut vergossen hat. Frömmigkeit und Redlichkeit werden daher beständig empfohlen, die hilfreiche Menschenliebe wird als das Göttlichste gepriesen. In zahlreichen Erzählungen sucht Gellert gerade für die Redlichkeit gefühlvolle Bewunderung zu erwecken; er verfehlt nicht, uns den starken Eindruck zu schildern, den sie selbst auf schlechte Menschen ausübt; er führt den armen Mann vor, der lieber seine Kinder hungern sehen und sich durch seine Gläubiger aus dem Hause jagen als einen Schritt von der Ehrlichkeit abweichen will.

Bei der Empfehlung der Frömmigkeit hat Gellert meist scharf zwischen wahrer und falscher Frömmigkeit unterschieden. Wiederholt greift er den Pharisäismus an, und diese Angriffe erscheinen z. B. in der Erzählung: Der Kranke in einer Weise, die eine kulturhistorische Bedeutung für sich in Anspruch nehmen kann. Der Kranke, dem der Morgentau auf eines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

frommen Mannes Grabe Heilung bringen soll, sucht, indem er sich mit dem Tau eines Hügels benetzt, dessen Grabstein den unter ihm liegenden Toten als Wunder der Frömmigkeit preist, umsonst Genesung; er findet aber Heilung auf einem Grabe, das kein Stein ziert. Der Küster, den er fragt, wer hier begraben sei, trägt lange Scheu zu antworten —

Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih' mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewifs ein Bösewicht.

Es ist erfreulich zu sehen, wie stark hier der ängstliche Gellert sich von den Vorurteilen seiner Zeit losgemacht hat. Dafs wahre Frömmigkeit unabhängig von Stand und Bekenntnisglauben ist, erscheint uns zwar als ein selbstverständlicher Gedanke, aber erwägen wir die Auffassungen, wie sie die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschten und wie sie uns z. B. in der Beurteilung entgegentreten, die Lessings Jugendverkehr im Hause seiner Eltern fand, so können wir immerhin Gellerts Auftreten und seiner Emancipation von den Ansichten seiner Zeit unsere Achtung nicht versagen. Der Heuchelei und dem Pharisäismus ist der Dichter auch sonst entgegengetreten. Seine Komödie: Die Betschwester[1]) hat er in eine Erzählung zusammengezogen, die ihrer Vorlage gegen-

[1]) Über das Verhältnis der Fabel zu der gleichnamigen Komödie ist durch Cramer, Gellerts Leben, 1774, S. 48f., eine irrtümliche Auffassung in die Welt gesetzt worden. Cramer berichtet nämlich: „Unter seinen damals verfertigten Fabeln ist die Schilderung einer Betschwester besonders merkwürdig. Diese hatte ihn auf die Gedanken gebracht, seine Gaben zu den Werken des Geschmackes auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen.“ Hier wird also der Erzählung nicht blofs die Priorität zugeschrieben, sondern von ihr sogar behauptet, dafs sie Gellert die Anregung zur dramatischen Produktion gegeben habe. Dennoch ist die Nachricht nicht zutreffend, da sie der eigenen Angabe Gellerts widerspricht: ein Zusatz in dem Inhaltsverzeichnis der Fabeln (Ausg. von 1748, Teil I) bezeichnet die Fabel als gearbeitet „nach dem Inhalte einer Komödie, welche eben diesen Namen führt“. Noch zweimal berühren sich Gellertsche Fabeln im Stoff mit seinen dramatischen Arbeiten; die Erzählung: Die kranke Frau entspricht dem gleichnamigen Nachspiele, die Erzählung: Damötas und Phyllis dem Schäferspiel Sylvia. Die Frage nach dem chronologischen Verhältnis der erzählenden zu den inhaltlich verwandten dramatischen Arbeiten ist controvers. Ich möchte mich in dem zweiten Falle für die Priorität des Schäferspiels entscheiden, trotzdem die Erzählung früher veröffentlicht worden ist als das Schäferspiel (Damötas und Phyllis erschien im VI., Sylvia im VIII. Bande der Belustigungen des Verstandes und Witzes). In der Erzählung Damötas und Phyllis findet sich nämlich ein völlig neues poetisches Moment, das in dem Schäferspiele: Sylvia nicht vorkommt. Der Inhalt der Erzählung ist folgender: Damötas liebt die Phyllis, ohne Gegenliebe zu finden. Endlich, als er die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen erkennt, ruft er ihr zu, dafs er ihr verbiete ihn zu küssen. Aber der Reiz des Verbotenen ist bei der Schäferin so grofs, dafs, als sie den Damotas schlafend im Grase liegen findet, sie ihm heimlich einen Kufs giebt. Dieses fruchtbare poetische Motiv, den Reiz des Verbotenen, würde Gellert, wenn die Erzählung früher entstanden wäre als das Schäferspiel, in diesem gewifs nicht unterdrückt haben. Thatsächlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über schon dadurch im Vorteil ist, dafs sie nicht gezwungen ist, die Charakterstudie durch eine fadenscheinige und wenig anziehende Nebenhandlung zu stören und zu verdecken. Die Eigenschaften der Heldin werden in der Erzählung gut und bündig zusammengefafst, und mit der ihm eigentümlichen Ironie deckt Gellert den Widerspruch zwischen dem äufseren Schein und dem wirklichen Wesen der Frömmigkeit auf. Auch jeder andere Pharisäismus wird bekämpft und in seiner Hohlheit blofsgestellt; wir sehen den Moralisten, der mit vielen Gründen die Unwürdigkeit einer That nachweist, aber ungesehen sie sofort selbst thut; wir hören eine Tugendstolze jeden Gedanken an Liebe weit von sich abweisen, aber nachher ergiebt es sich, dafs sie ihren Kranz nicht mit Ehren trägt, während ein zweites Mädchen, das seine Liebe ruhig eingesteht, als wirklich tugendhaft erscheint. In diesen Zusammenhang gehört auch die merkwürdige Erzählung: Der wunderbare Traum. Um die frömmste Seele in der Kirche zu finden, sucht der Dichter vergeblich bei den Geistlichen, bei denen, die im Rufe der gröfsten Frömmigkeit stehen, bei den Gelehrten und Weisen, und findet sie endlich in einem einfachen, schlechtgekleideten Mädchen aus niederem Stande.

Auch in seinem Standpunkte der Religion gegenüber bewahrt Gellert in seinen Fabeln eine gewisse Freiheit der Anschauung, die sich sehr von seiner späteren Ängstlichkeit unterscheidet. Das bemerkenswerteste Zeugnis ist die Erzählung: Der Knabe, in der Gellert seine Stellung zu dem Wortlaut der Offenbarung präzisiert und mit einer sonst bei ihm nicht häufig vorkommenden Schärfe über die aburteilt, die der Bibel gegenüber auf die Vernunft verzichten zu müssen glauben.

Sehen wir hier also, wie Gellert hier überall den Hauptnachdruck auf den inneren Kern des Menschen legt, während er die äufsere Schale als etwas Unwesentliches oder Nebensächliches betrachtet, so werden wir es begreiflich finden, dafs er bei der Kontrastierung von Verstand und Herz dem Verstande einen verhältnismäfsig recht niedrigen Platz anweist. Ohne ein gutes Herz kann auch der beste Verstand nichts nützen. Der Kandidat, der mit den vorzüglichsten Geistesgaben ausgerüstet ist, wird bei seiner Bewerbung um ein Amt doch von seinem einsichtigen Gönner zurückgewiesen, da dieser an einem Zuge seinen schlechten Charakter erkennt. Dem Urteil der Welt, die auch hier sich durch die glänzende Aufsenseite blenden läfst und den inneren Wert nicht zu erkennen vermag, tritt der Dichter in einer anderen Fabel, allerdings ohne direkte Polemik, entgegen und beklagt es, dafs „ein bischen Witz“ höher als ein gutes Herz geschätzt werde. So stellt der Dichter auch zwei Mädchen einander gegenüber: die eine ist mit allen Gaben des Körpers und Geistes geschmückt, reich an Vermögen und Bildung, aber sie hat kein gutes Herz, die andere dagegen ist nicht schön und reich, aber durch Verstand und stillen Reiz weifs sie Wohlgefallen zu erregen und besitzt das beste Herz. Und der Freier, der zwischen beiden zu wählen hat, besinnt sich nicht lange und wendet sich der zweiten zu. Die Gegenüberstellung zweier Mädchen, zu der Gellert die Anregung aus dem Spectator schöpfte, kehrt überhaupt

---

aber findet sich das Motiv in dem Schäferspiel nicht, und wir werden daher anzunehmen haben, dafs dieses vor der Erzählung entstanden ist und wir also das gleiche Verhältnis haben wie bei der Betschwester. Dagegen ist sicher das Nachspiel: die kranke Frau nach der gleichnamigen Fabel gedichtet. Wir können nämlich die Abfassungszeit des Nachspiels ziemlich genau chronologisch fixieren. Es ist in dem Nachspiel (Auftr. I) von einer Ode an den Frühling die Rede, welche in dem neusten Stück der Zeitschrift: „Der Jüngling“ gedruckt sei. Diese Ode ist in dem zweiundzwanzigsten Stücke des Jünglings vom 24. Mai 1747 gedruckt. Vorher also kann das Nachspiel nicht entstanden sein. Der erste Teil der Fabeln aber, in welchem sich die gleichnamige Erzählung befindet, war schon 1746 erschienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

häufig wieder, so werden z. B. in der Erzählung: Der Freyer, zwei Mädchen nach einander vorgeführt, von denen die eine zwar schön ist, aber durch gesuchten Putz ihre Schönheit mehr vermindert als erhöht, während die andere durch ungesuchten Reiz überall Wohlgefallen erweckt.

Die typischen Gegenstände der Satire hat Gellert oft zu Vorwürfen gewählt: Geizige, Wucherer, Advokaten werden satirisch behandelt. Auf die verschiedenste Weise sucht Gellert den Abscheu vor dem Laster zu wecken: er zeigt den Geizhals, der auch unmittelbar vor dem Tode seine Gedanken von den verborgenen Schätzen nicht losreifsen kann; er sucht gefühlvolle Rührung zu erwecken, indem er uns an die Leiche eines armen, redlichen Greises führt, dem ein reicher Geizhals noch am Tage zuvor eine kleine Gabe mit rohen Worten abgeschlagen hat; er wirkt durch direkte Ironie, wenn er erzählt, wie die Geizige, der durch Erbschaft ein grofses Vermögen zugefallen ist, nun den Entschlufs fafst, den Armen recht viel Gutes zu thun und wie sich ihr zur Ausführung dieses guten Vorsatzes gleich eine Gelegenheit bietet, da ein armer, gelähmter Greis sie um eine Gabe bittet —

Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Not.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein grofses Stück verschimmelt Brot.

Nicht mit der gleichen pointierten Schärfe, aber doch ironisch zugespitzt, erscheint die Bekämpfung des Geizes in der Erzählung: Der reiche Geizhals. Der Geizige, der in der Todesnot den Priester mehrfach hat rufen lassen, verspricht diesem sich erkenntlich zeigen zu wollen, falls er mit dem Leben davon käme. Genesen führt er den Priester zu allen Kasten, in denen er sein Geld verwahrt hat, und nachdem er bei jeder gröfseren Geldsorte bestimmte Gründe angegeben, die ihn veranlafsten, von diesen Stücken nichts auszugeben, zeigt er ihm endlich einen Kasten, in der sich kleinere Münzen befinden und fordert ihn auf, eine davon für seine Kinder auszusuchen und dafür den Segen Gottes auf den Geber herabzuflehen. Mehr im Tone der ruhigen Erzählung ist der Kampf gegen den Geiz in der Fabel: Der junge Prinz geführt.

Haben wir es in den zuletzt betrachteten Fällen mit typischen Vorwürfen der Satire zu thun, so hat andererseits Gellert auch die Unsitten und Laster seiner Zeit bekämpft. Wird mehrfach der Advokat in der herkömmlichen satirischen Weise zum Gegenstande des schalkhaften Spottes gemacht, so tritt doch Gellerts Polemik weit stärker auf, wenn er zu gleicher Zeit die Prozessierwut bekämpft, die die Prozessierenden an den Bettelstab bringt. Auch andere Übelstände werden zur Sprache gebracht. Dafs Gellert kein Freund der allmählich zur Modesache gewordenen atheistischen und materialistischen Lebensanschauung sein konnte, ergiebt sich von selbst. So fehlt es nicht an scharfen und zahmen Angriffen gegen die immer stärker einreifsende Freigeisterei. Er bekämpft die materialistischen Vorstellungen von der Weltentstehung und sucht sie an dem Beispiel der Fliege ad absurdum zu führen, die der Spinne nachweisen will, dafs der Tempel, in welchem beide ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, nicht der weise ordnenden Überlegung eines einsichtigen Baumeisters, sondern dem Zufall seine Entstehung verdanke. Er entwirft das Karrikaturbild eines Freigeistes, der in der Todesstunde sich von seiner frommen Magd bekehren läfst. Und er sucht zu zeigen, wie mit dem Glauben an Gott auch alle anderen sittlichen Verhältnisse, auf denen das gedeihliche Zusammenleben der Menschen beruht, ins Wanken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommen. Eine leise Polemik gegen Friedrich den Grofsen, „den Spötter der Religion auf dem Throne“, kann sich Gellert bei dieser Gelegenheit nicht versagen. — Nicht so häufig werden andere Unsitten bekämpft; wo es aber geschieht, zeigt der Dichter, dafs ihm eindringliche Kraft des Ausdrucks keineswegs abgeht. Das von der Satire der Zeit so häufig gegeifselte Ammenunwesen bleibt auch von Gellert nicht ungerügt: der Tartarenfürst, der die europäische Mode auch bei den vornehmen Frauen seines Reiches einführen will, mufs sehen, wie der Schmerz den Weibern, die sich in der Pflicht ihre Kinder selbst zu säugen, von keinem Tiere beschämen lassen wollen, den Degen, mit dem sie sich ihr Recht wiedererkämpfen, in die Hand drückt. Richtet sich diese Polemik natürlich hauptsächlich gegen die vornehmen Kreise und deren Nachäffer, so erspart auch sonst Gellert dem Adel bittere Wahrheiten nicht. Der vornehme Müfsiggänger, der mit stolzer Verachtung auf die niederen Stände herabsieht, wird an den Pranger gestellt; und namentlich wendet sich Gellert gegen die Unterschätzung des Wertes der Bildung bei den Vornehmen. In einer seiner besten Fabeln: Der Informator, stellt er als nachahmenswertes Vorbild einen reichen Bauer auf, der dem wackeren Erzieher seiner Knaben nicht allein an Gehalt mehr als das Dreifache der verlangten Summe giebt, sondern der auch durch sein ganzes Verhalten dem Informator gegenüber zeigt, wie dankbar er diesem für die richtige Erziehung seiner Kinder ist. In den schärfsten Gegensatz zu diesem Muster eines sorgsamen und einsichtigen Vaters tritt nun bei Gellert der Edelmann; der „für sein halb Dutzend Knaben mit vielem Stolz kaum dreifsig Gulden giebt“. Auch fehlt es in dem Gedichte nicht an anderen bemerkenswerten Stellen, mit denen Gellert gegen den Adelsstolz wenigstens indirekt Front macht; hervorzuheben sind vor allem die Worte, die energisch darauf hinweisen, wie häufig das Genie gerade aus niederen Kreisen hervorgeht; im Ausdruck zeigt Gellert bei diesen Angriffen sogar eine Schärfe, wie man sie sonst bei ihm nicht häufig findet. Und dafs diese polemischen Ausführungen keineswegs als eine nebenbei hingeworfene Bemerkung, wie sie der Dichter zur Belebung seines Fabelstiles einzuflechten liebte, zu betrachten sind, lehrt die Thatsache, dafs die gleichen Gedanken auch in der Erzählung Elpin wiederkehren:

Denn, mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, trotz seinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft sagt, dafs er sie nicht verdient.

Die Hochschätzung wahrer Bildung und Gelehrsamkeit, von der z. B. die soeben besprochene Erzählung Zeugnis ablegt, macht Gellert aber keineswegs blind für die zahlreichen Schwächen, die dem Gelehrten so leicht anhaften, sowie für den Unwert des blofsen Scheinwissens; im Gegenteil: er versäumt keine Gelegenheit, die in Quisquilien schwelgende falsche Gelehrsamkeit zu geifseln, gegen den gelehrten Streit über Kleinigkeiten zu polemisieren und den gelehrten Müfsiggang anzugreifen, der der Welt nichts nützt und dessen Nachruhm bald vergeht. Überhaupt weist er darauf hin, wie flüchtig der Ruhm eines Modeschriftstellers oder -gelehrten ist; er ermahnt die mittelmäfsigen Redner, Poeten und Gelehrten, sich nicht um den Vorzug zu streiten, da sie einander gleich seien und nichts weiter. Auch der Gelehrtenhochmut wird überall bekämpft, so wenn ein junger Gelehrter vorgeführt wird, der anstatt den klassischen Schriftstellern sorgfältiges Studium

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zuzuwenden, sich hochmütig dahin ausspricht, dafs die Schriften der Alten für ihn schon überwundener Standpunkt seien und der daher von einem wirklich gelehrten Greise sich eine derbe Zurechtweisung gefallen lassen mufs.

Auch Gellerts Ansichten über die Poesie kommen zur Sprache. Dafs er wie die Dichter des ausgehenden Mittelalters es für notwendig hält, auf den Nutzen der Poesie hinzuweisen, ist für ihn charakteristisch, charakteristisch auch die Art, in der er den Wert der Poesie bestimmt. In den bekannten Worten liegt in der That das Geheimnis der grofsen Wirkung, welche Gellert ausgeübt hat. Es heifst gewifs, das Ziel der Poesie, ja selbst die Bestimmung der Fabel recht niedrig fassen, wenn man ihr nur die Aufgabe zuschreibt, „dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen". Aber Gellert hat wirklich sich die Grenzen für die Entfaltung seiner dichterischen Begabung so eng gezogen, und dafs diese Beschränkung aus einem richtigen Gefühl hervorging, läfst sich nicht in Abrede stellen. Bereits in einer seiner frühesten Fabeln: Die Lerche und die Nachtigall hat Gellert auf den Wert einer solchen weisen Abschätzung der dichterischen Kräfte hingewiesen; er hebt hier ausdrücklich hervor, dafs der Dichter, der in niedrigem Genre Gutes leistet, nicht etwa den Versuch machen solle, sich in das Gebiet des Erhabenen zu wagen, da dann seine dichterischen Gaben überhaupt nicht zur Geltung kommen würden. Offenbar giebt diese Fabel ein Stück inneren Erlebnisses wieder; sie scheint das Resultat der Betrachtungen zu sein, durch die Gellert sich selbst über die Grenzen seines Talentes klar wurde. Auch sonst treffen wir in den Fabeln auf Ansichten, die sich als Ergebnisse des Nachdenkens über die eigne poetische Thätigkeit ausweisen, so z. B. die Ermahnung an die Dichter, von poetischer Produktion abzulassen, sobald sie ein Nachlassen der dichterischen Kräfte spürten. Erwägen wir, dafs Gellert thatsächlich später diese Selbsterkenntnis gehabt und diese Selbstbeherrschung ausgeübt hat, so werden wir auch wohl in diesen Worten einen aus längeren inneren Erwägungen hervorgegangenen und später auch wirklich durchgeführten Vorsatz zu sehen haben. — Im Übrigen sucht Gellert die Poesie vor unwürdigen Gegenständen zu schützen; er polemisiert daher gegen die Gelegenheitsdichtung, der er auch in gelegentlichen kleinen Nebenbemerkungen seinen Spott nicht erspart, und weist der Poesie die Aufgabe zu, nur das Verdienst und nicht den Namen zu besingen. Er wendet sich gegen die Schriftsteller, die durch schlecht versteckte Drohungen Lob erzwingen wollen, er rät den mittelmäfsigen Poeten, Rednern und Gelehrten, sich nicht um den Vorzug zu streiten, da keiner von ihnen den anderen übertreffe, sondern sie alle in ihren Leistungen gleich niedrig stünden.

Sucht man sich sonst über den Lehrgehalt der Fabeln und Erzählungen klar zu werden, so kann man sagen, dafs sie entweder eine gute Lebensführung einprägen: sie warnen vor den Lastern, von denen immer eines das andre mit sich zu bringen pflegt; sie zeigen, dafs der Weg zur Tugend zwar beschwerlich, der Preis aber der Anstrengungen wert und der daher ein Thor ist, der sich durch die Gröfse der Mühe von dem Ziele abhalten läfst; sie empfehlen es, auf Gott zu vertrauen und sich nicht mit unnötigen Sorgen um die Zukunft zu quälen. Oder sie suchen allgemeine Sätze zu beweisen, die andererseits ebenfalls meist irgend eine Regel für die Lebensführung ergeben. So z. B. dafs durch die gemeinsame Arbeit aller Menschen die Vorzüge jedes Einzelnen benutzt werden; dafs viele Fehler, in die der Grofse und Kühne leicht verfallen kann, vom Dummen leicht vermieden werden und dafs daher der in der Niedrigkeit Lebende am Besten davon abläfst, die Fehler der Grofsen zu tadeln. Die leise Ironie, mit der Gellert mehrfach an die Fragen des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lebens herantritt, macht sich auch hier geltend: blindes, täppisches Loseifern gegen das Laster ist nicht seine Sache, er wünscht vielmehr den Lasterhaften, etwa den Lügner, mit seiner eignen Waffe geschlagen zu sehen. Andere Fabeln gehen in ihrer Tendenz Hand in Hand mit Gellerts Bestrebungen zur Reinigung des Briefstils von schwülstigen und albernen Verstiegenheiten. Auch die Frage der Kindererziehung bleibt nicht unberührt; sahen wir bereits, wie gegen das Ammenunwesen polemisiert wurde, so wendet Gellert auch anderen Fragen der Erziehung seine Aufmerksamkeit zu, namentlich opponiert er gegen die Verzärtelung der Kinder, deren Krankheiten meist durch die Weichlichkeit der Eltern hervorgerufen würden.

Weit öfter dagegen als auf irgend einen anderen Gegenstand ist Gellert auf die Frauen, ihr Verhältnis zu den Männern sowie auf die Licht- und Schattenseiten der Ehe zurückgekommen. Im ganzen entwirft er von den Frauen kein allzu schmeichelhaftes Bild, sondern sie erscheinen bei ihm mit all den Zügen ausgestattet, die die frauenfeindliche Satire schon seit Jahrhunderten mit Behagen oder mit verbissenem Grimm aufgezählt hatte. Die Frauen werden auch bei Gellert als putzsüchtig, kokett und buhlerisch geschildert; ihr Thun ist nur auf Äufserlichkeiten, nie aber auf das Wesentliche gerichtet; durch ihre Plauderhaftigkeit verscherzen sie das schönste Glück; überwinden sie sich wirklich einmal so weit, etwas zu verschweigen, so bringt es ihnen sicher den Tod. Sie dulden keinen Widerspruch, sind leichtsinnig und wankelmütig und wissen die Befriedigung ihrer Gelüste, namentlich ihrer Putzsucht, durch tausend Ränke und Schliche zu erreichen. Ihre Klatschsucht entstellt die wirklichen Thatsachen ins Ungeheure und richtet dadurch Unheil und Verwirrung an. Mögen sie auch noch so treu scheinen, sobald sie einmal ernstlich auf die Probe gestellt werden, halten sie gewifs nicht Stand. Die Folge dieser Eigenschaften der Frauen ist die, dafs die Männer sich vor dem Ehestande fürchten, dafs die Ehe nur dann glücklich ist, wenn beide Eheleute acht Tage nach der Hochzeit sterben, und dafs Jemand, der sich durch eine Heirat vom Tode retten kann, doch den Tod der Ehe vorzieht, um so auf einmal von der Qual erlöst zu werden. Daneben aber verschweigt Gellert freilich auch die Schwächen der Männer nicht, wenn sie auch, da sie der Satire nicht so dankbaren Stoff bieten, nicht so häufig behandelt werden. Indessen strebt der Dichter auch hier nach einer gewissen gerechten Ausgleichung; eine Erzählung, die den Wankelmut der Frauen darthun soll, läfst er sofort eine andre folgen, die den Zweck hat zu zeigen, dafs auch den Männern die gleiche Eigenschaft nicht fehlt. Überhaupt rügt er, dafs man zwar immer von den Fehlern der Weiber, fast nie aber von denen der Männer spreche, wenn es auch nicht zu bestreiten ist, dafs er — was übrigens vielleicht auch seine Absicht ist — mit diesem Vorwurfe ein wenig sich selber trifft. Er weist darauf hin, dafs an den unglücklichen Ehen meist Männer und Frauen die gleiche Schuld tragen, ja einmal schreibt er sogar die Hauptschuld den Männern zu.

Sind nun alle diese Züge, die Gellert an den Frauen aufzeigt, auch traditionelles Gut der Satire, so mufs doch die Art, in der sie verwendet und ausgeführt sind, durchaus als Eigentum Gellerts bezeichnet werden. Es fällt ihm nicht ein, nach der Weise der alten Satiriker grob und derb auf die üblen Eigenschaften der Weiber loszuschlagen, sondern er behandelt die Fehler der Frauen mehr als kleine Schwächen und tritt ihnen nicht mit der ernsten Miene des Sittenpredigers, sondern mit schalkhafter Ironie entgegen. Wie hübsch ist z. B. die anmutige Plauderei über den angeblichen Widerspruchsgeist der Weiber:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Dafs alle diese Tugend haben;
Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,
So häfslich sie auch war, blofs, weil ich haben wollte,
Dafs sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, dafs jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

In anderer Weise ironisch wirkt Gellert, wenn er den Wankelmut der Frauen beweisen will und mit einer Klage über die Ungerechtigkeit dieses schon seit so alter Zeit gegen die Frauen gerichteten Vorwurfs beginnt, die Männer auffordert, von diesem Wahne abzulassen, da er ihnen sofort an einem Beispiele zeigen wollte, wie wenig begründet diese üble Nachrede sei. Um darzuthun, wie ernst es ihm mit dieser Absicht sei, läfst er erst noch die pathetische Apostrophe folgen:

Du aber, die mich dichten heifst,
Du, Liebe, stärke mich, dafs mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Dann aber folgt die hübsche, einer älteren Vorlage entlehnte Geschichte von der Frau, die den Tod anfleht, lieber sie als ihren kranken Mann wegzunehmen, die aber, als der Tod nun wirklich kommt und sich erkundigt, wer gerufen habe, nach ihrem im Bette liegenden Manne weist.

Man kann bei dieser sowie bei zahlreichen anderen Erzählungen gewifs nicht mehr von einer lehrhaften Tendenz sprechen; vielmehr haben wir es in vielen Fällen mit kleinen, satirisch gefärbten Lebensbildern zu thun. Hält man die Stücke dieser Art etwa neben Rabeners Charakterbilder, so ist eine auffallende Ähnlichkeit nicht zu verkennen. Beide Schriftsteller wirken durch die gleichen Mittel: die durchgeführte direkte Ironie, die bei Rabener so häufig zu finden ist, hat Gellert z. B. in der Betschwester angewendet. Auch sonst finden sich im Stoff sowie in der Form zahlreiche Übereinstimmungen. Auch bei anderen Erzählungen Gellerts, in denen der Dichter auf die satirische Behandlung des Lebens und Treibens der Menschen völlig Verzicht leistet, ist eine direkte lehrhafte Absicht nicht anzunehmen. Es sind das jene Stücke, die ebenfalls kleine Lebensausschnitte geben wollen, in denen es aber dem Dichter vor allen Dingen darauf ankommt, auf das Gefühl zu wirken und Rührung zu erwecken. In Erzählungen wie: Der Hochzeittag (S. 251) und Das neue Ehepaar (S. 189), die beide ihren Stoff aus dem Tatler schöpfen (ähnliche Erzählungen auch im Spectator, vgl. Frau Gottscheds Übersetzung, Bd. V, 280; VI, 34ff.), spürt man in der Art der Ausführung ganz sichtlich den Einflufs Richardsons. Auch in anderen Erzählungen macht sich eine ähnliche gefühlvolle Stimmung geltend, man vgl. etwa Stellen wie die folgende:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freund, geht dir dies nicht nah,
Dafs so viel Kluge darben müssen,
Blofs weil sie mehr, als andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu grofs zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtisch gnug zum Schmeicheln sind?

und die unmittelbar darauf folgende Anrede an den Leser:

O Freund! bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorge prefsten.

(vgl. noch weiter in der Kleeschen Ausgabe, nach der der Kürze halber citiert wird, Bd. I, S. 194, S. 228, S. 153.)

Wir haben mit den Stoffen der beiden zuletzt erwähnten Erzählungen schon ein Gebiet betreten, das nicht nur für die Gesamtanschauungen Gellerts, sondern auch für die Entwickelung des Fabeldichters von hervorragender Bedeutung ist: den Einflufs der englischen Wochenschriften, vor Allem des Spectators, auf Gellert.

Die Einwirkung des Spectators auf Gellerts Fabeldichtung ist mit den Stücken, bei denen Gellert selbst die Quellen angegeben hat, noch keineswegs erschöpft. Zunächst sind auch noch andre Fabeln, bei denen Gellert überhaupt keinen Fingerzeig für die Quelle gegeben hat, mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den Spectator zurückzuführen. So scheint es, dafs der Dichter die erste Anregung zu der Betschwester[1]) aus der englischen Wochenschrift erhalten hat, man vgl. Bd. V, S. 171f.: „Eine Andächtige ist eine von denjenigen, welche durch ihre unvernünftige und unzeitige

---

[1]) Allerdings mufs hier beschränkend hinzugefügt werden, dafs an der Ausarbeitung des Typus der Betschwester so ziemlich die gesamte neuere europäische Litteratur gearbeitet hat. Schon im italienischen Lustspiel des 16. Jahrhunderts war die Betschwester eine stehende Figur; sie war meistenteils zugleich Kupplerin, ihr Name war Pinzochera oder Pizzochera; Grazzini wählte sie zur Titelheldin eines seiner Lustspiele. Der Spanier Gabriel Tellez, gen. Tirso de Molina, hat den Typus durch sein Lustspiel: Marta la piadosa um einige Züge bereichert, wenn auch die Heldin seines Stückes die Rolle der Betschwester nur zum Schein spielt. In Frankreich hat, soweit ich sehe, zuerst Regnier in seinen Satiren das Charakterbild einer Betschwester entworfen (vgl. IV, 57ff.). Die klassische Darstellung religiöser Heuchelei, der Tartuffe, liefs sich in den meisten Zügen auch mit Leichtigkeit auf weibliche Gestalten übertragen. Aber Molière hat auch selbst, wenn auch nur nebenbei und in wenigen Strichen den Typus einer Betschwester gezeichnet und zwar im Misanthrop, wo Célimène folgendes Urteil über Arsinoe (dieser selbst gegenüber) fällt (III, 5):

Elle est à bien prier exacte au dernier point,
Mais elle bat ses gens et ne les paye point.
Dans tous les lieux dévots elle étable un grand zéle;
Mais elle met du blanc et vait paraitre belle.

Kurz vorher wird an ihr getadelt

Cette hauteur d'estime où vous êtes de vous
Et ces yeux de pitié que vous jetez sur tous,
Vos fréquentes leçons et vos aigres censures
Sur des choses qui sont innocentes et pures.

Auch in der früheren deutschen Litteratur tauchen gelegentlich wenigstens einige der zur Charakterisierung des Typus verwendeten Züge auf, vgl. z. B. Gryphius, geliebte Dornrose, III, S. 138 der Ausgabe Tittmanns. Auf Gellerts Lustspiel und demgemäfs auch im gewissen Sinne auch auf die Erzählung haben wahrscheinlich vorbildlich eingewirkt: Frau Gottscheds Lustspiel: Die Pietisterey im Fischbeinrock (nach dem franz. Lustspiel: La Femme Docteur ou la Thelogie Jansensiste tombée En Quenouille.) 1731 und Krügers Lustspiel: Die Geistlichen auf dem Lande 1743. In Gellerts eigenem Kreise wurde das Bild einer Betschwester gezeichnet und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erwähnung der Tugend, bey aller Gelegenheit die Religion verkleinern. Sie bekennet, sie sey dasjenige, woran kein Mensch zweifeln mufs, dafs sie es sey, und verräth die Mühe, die sie anwendet, dasjenige zu seyn, was sie mit Freudigkeit und Munterkeit seyn sollte. Sie lebet in der Welt, und versaget sich keine von den Ergetzlichkeiten derselben, wobey sie beständig saget, wie wenig Neigung und Lust sie an allen Dingen darinnen fände. Sie ist niemals ihr eigen als in der Kirche; daselbst leget sie ihre Tugend aus, und ist so brünstig in ihren Andachten, dafs ich oftmals gesehen habe, wie sie sich aus dem Athem gebethet hat. Unterdessen, dafs andere junge Frauenzimmer im Hause tanzen, oder die heimliche Frage oder das Verschenken spielen, liest sie in ihrem Kämmerlein laut. Sie saget, alle Liebe sey lächerlich, es sey denn, dafs sie himmlisch wäre: allein sie spricht von der Leidenschaft eines Sterblichen gegen einen andern, für eine Person, die in ihre Verachtung derselben gar keine Eifersucht untermenget hat, mit gar zu vieler Bitterkeit davon. Wenn sie einmal eine Mannsperson in ihren Reden gegen eine Liebste entzündet sieht: so wird sie ihre Augen gen Himmel richten und ausrufen: „Was für Unsinn redet der Thor doch! Will die Glocke nicht zum Gebethe läuten?" — vgl. auch Bd. I, S. 223. „Ich bin einer von den unglücklichen Ehemännern, die mit einer Bethschwester geplagt sind: welches unter den Nonconformisten, insonderheit, wenn sie gute Freunde sind, so gemein ist; des Morgens wird gelesen, Nachmittags geht man in die Kirche, und gegen Nacht liest man Vorbereitungspredigten: dieses nun nimmt ihr so viel Zeit weg, dafs sie selten weifs, was wir zu Mittag essen werden; es sey denn, dafs der Prediger mitspeisen soll . . . Geniefse ich zuweilen ihre Gesellschaft allein, so ist sie blofs ein Predigtbuch: sie erkläret und wiederholt Texte, Beweise und Nutzanwendungen so beständig, dafs mich dieses Geschrey vor dem Morgen nicht einschlafen läfst, ich mag auch so müde zu Bette gehen als ich will." — Auch der Zug des Aberglaubens bei einer Betschwester, der zwar nicht in der Erzählung, wohl aber in der Komödie eine so grofse Rolle spielt, stammt aus dem Spectator, Bd. IX, S. 7f., und einzelne Züge zur Ausmalung des Charakters konnten ihm die Ausführungen, Bd. VII, S. 46 bieten. So wird man es immer als wahrscheinlich bezeichnen, dafs Gellert gerade von dem Spectator die erste Anregung zu diesem Charakterbilde erhalten hat; natürlich wird dadurch nicht ausgeschlossen, dafs er noch aus anderen litterarischen Quellen Züge zur Vervollständigung der Gestalt entlehnt hat. Können wir in diesem Falle nun auch blofs zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit vordringen, so ist es dagegen unzweifelhaft, dafs die Fabel: Die junge Ente (S. 127f.) von der nachfolgenden Stelle des Spectators angeregt worden ist (Bd. II, S. 192): „Heute Morgen gieng ich in dem grofsen Garten, der an meines Freundes Landhaus stöfst, spazieren und belustigte mich ungemein, die verschiedenen Wirkungen des natürlichen Triebes an einer Henne zu sehen, der eine Brut junger Enten folgte. Die Jungen erblickten einen Teich und stürzten sich alsbald hinein, da indessen ihre Stiefmutter mit aller ersinnlichen Angst an dessen Ufer herumflatterte, um sie von einem Elemente zurückzurufen, welches ihr so gefährlich vorkam." Dafs die Gegenüberstellung zweier Mädchen, wie Gellert sie in verschiedenen Erzählungen durchgeführt hat, aus dem Spectator stammt, wurde schon oben erwähnt, vgl. Bd. I, S. 150. „Einer meiner Freunde hat zwo Töchter, die ich Lätitia und Daphne nennen will. Die erste ist eine der gröfsten Schönheiten unsrer Zeit; die andre ist wegen keiner einzigen Anmuth des

---

zwar von Rabener in seiner an Holberg anknüpfenden Totenliste des Nicolaus Klim, Sammlung satyrischer Schriften, 1751. I, 176f. vgl. auch noch ebenda, I, 188f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Körpers merkwürdig. Das Gute und Böse ihres Lebens scheint sich nach diesem einzigen Umstande ihrer äufserlichen Gestalt zu richten. Lätitia hat von Kindheit an nichts anders gehört als das Lob ihrer Bildung und Gesichtszüge; weswegen sie denn auch nichts anders ist, als wozu sie die Natur erschaffen hat, ein sehr schönes Bild. Weil sie ihre eigenen Reizungen selbst kannte: so haben sie solche gegen alle diejenigen, welche mit ihr zu thun hatten, eitel und hochmüthig gemacht. Hingegen Daphne, die wohl schon 20 Jahre alt war, ehe man ihr noch die geringste Schmäucheley vorgesaget hatte, sah sich genöthigt, andere Vollkommenheiten zu erwerben, welche den Mangel derer Reizungen, die sie an ihrer Schwester sah, ersetzen könnten. Die arme Daphne hatte selten in einer Streitigkeit Recht, in welche sie sich einliefs. Ihre Rede mufste sich nur durch die gesunde Vernunft gefällig machen: und sie war genöthigt, alles, was sie sagen wollte, vorher wohl zu überlegen, ehe sie es vorbrachte. Lätitia hergegen ergetzte die Parteylichkeit und der Beyfall, die sich in allen Gesichtern der Anwesenden blicken liefsen, ehe sie noch ihre Gedanken heraussagte. Diese Umstände nun haben gleiche Wirkungen gehabt: denn Lätitia ist in einer Gesellschaft so abgeschmackt, als Daphne angenehm ist. Lätitia, die sich auf ihr Gesicht verläfst, hat sich sonst um keine Kunst zu gefallen bemühet. Daphne, die sich keiner Neigung gegen ihre Person versehen kann, hat allein den Verdiensten nachgestrebet. Lätitia hat immer etwas starres, hochmüthiges und verdriefsliches in ihren Geberden. Daphne sieht allemal aufgeweckt, munter und unverstellet aus.“ Der Freier, der zwischen diesen beiden Schönen zu wählen hat, entscheidet sich schliefslich wie in Gellerts Erzählung: Die beiden Mädchen, S. 134, für Daphne; indessen hat Gellert von der soeben citierten Stelle des Spectators nicht blofs zu dieser Erzählung, sondern auch zu der Fabel: Der Freyer aller Wahrscheinlichkeit nach die Anregung empfangen. Indessen sind damit die stofflichen Einwirkungen des Spectators noch nicht erschöpft. Die Fabel: Der Greis, S. 46 f., ist wahrscheinlich durch folgende Stelle des Zuschauers, Bd. I, S. 121, angeregt worden: „Ich vertrieb mir die Zeit mit den steinernern Grabmälern und denen Aufschriften, die ich in diesen verschiedenen Gegenden des Todes fand. Die meisten derselben enthielten nichts anderes von der verstorbenen Person, als dafs sie den Tag gebohren und den Tag gestorben wäre. Die ganze Geschichte ihres Lebens war in diesen zween Zufällen begriffen, die allen Menschen gemein sind. Ich konnte diese Lebensregister, sie mochten nun von Metall oder Marmor seyn, nicht anders, als für Satiren auf die verstorbenen Personen ansehen, welche kein ander Denkmaal ihres Wandels hinterlassen hätten, als dafs sie gebohren und gestorben wären“[1]). Auch die Erfindung in Gellerts Fabel: Der arme Greis, S. 151, scheint durch den Spectator, Bd. III, S. 45, angeregt zu sein. Für die Fabel: Der Knabe und die Mücken, S. 248, vgl. noch Spectator Bd. V, S. 178: „Ich will diefs Blatt mit der Fabel von dem Reisenden aus dem Boccalini, beschliefsen; diesen verdrofs das Geschrey der Heuschrecken so sehr, dafs er in grofser Wuth von seinem Pferde sprang, und sie alle umbringen wollte. Diefs war, setzet der Verfasser hinzu, eine eitle Mühe: denn hätte er seine Reise ungestört fortgesetzt und gethan, als würde er ihrer nicht gewahr; so würde diefs verdriefsliche Geschmeifs von selbst in wenigen Wochen umgekommen seyn, und er weiter von demselben nichts erduldet haben.“ Unmöglich wäre freilich in

---

[1]) Vgl. auch Rabener, Sammlung satyrischer Schriften, I, 188. Seinem letzten Willen zu Folge mufste ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben rühmliches gethan hatte. Es stehet also weiter nichts darauf, als dieses, dafs er gestorben ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem letzten Falle nicht, dafs Gellert diese Fabel aus Boccalini selbst kennen gelernt hätte; es ist bekannt, wie stark die Einwirkung Boccalinis auf die deutsche Litteratur des 17. Jahrhunderts war. Aber einmal war Boccalinis Einflufs im 18. Jahrhundert, namentlich zu Gellerts Zeit, so gut wie erloschen, und dann haben wir allen Grund zu der Annahme, dafs Gellert, wenn er Boccalini jemals zur Hand genommen hat, von dessen Art durchaus abgestofsen worden wäre. Wir wissen, wie scharf und ungünstig Gellert sich über die Fabeln Johann Valentin Andreäs ausgesprochen hat, und dieser hat sich in der Form durchaus an Boccalini angelehnt. Daher werden wir anzunehmen haben, dafs auch bei dieser Fabel der Spectator den Vermittler abgegeben hat.

War also, wie sich aus den soeben mitgeteilten Nachweisen ergiebt, die Wirkung der englischen Wochenschriften für Gellerts Fabeldichtung weit bedeutender, als man nach den von ihm selbst gemachten Angaben schliefsen sollte, so erhebt sich die Frage, ob diese Litteraturgattung aufser dem unmittelbaren Einflufs auch noch einen mittelbaren auf Gellert ausgeübt hat. Man wird sehr geneigt sein, diese Frage zu bejahen. Wenn man die in den Belustigungen veröffentlichten Fabeln mit denen seiner reiferen Jahre vergleicht, so wird man — von dem abweichenden poetischen Stil abgesehen — als Hauptunterschied zwischen diesen verschiedenen Zeiten entstammenden Arbeiten festzustellen haben, dafs in den älteren Erzählungen noch die sorgfältige Lebensbeobachtung fehlt, die uns die späteren Dichtungen dieser Art so anziehend macht. Vielleicht scheint es nun manchem Beurteiler unnötig, für diesen grofsen Fortschritt nach einer litterarischen Quelle zu suchen, und gewifs wird Niemand bestreiten, dafs die zunehmende Reife und die reichere Lebenserfahrung als wichtige Faktoren für die weitere Ausbildung der dichterischen Kräfte Gellerts gerade nach dieser Richtung hin zu betrachten sind. Indessen vollzieht sich doch diese Entwicklung in so verhältnismäfsig kurzer Zeit, dafs die Annahme auch einer äufseren Anregung durchaus gerechtfertigt erscheint. Mustert man nun die litterarischen Quellen, die dafür in Betracht kommen könnten, so hatten La Fontaine und La Motte ebensowenig wie die übrigen ausländischen und älteren deutschen Fabeldichter, die Gellert kannte, ihm in dieser Beziehnng verhältnismäfsig wenig zu bieten. Auch La Bruyère, dessen Einflufs auf Gellert sonst grofs war, hat in diesem Falle wohl kaum eine entscheidende Wirkung auf Gellert ausgeübt, da er seine Charakterbilder absichtlich einseitig auf einen einzigen Charakterzug zn gründen pflegt; wie Gellert arbeitete, wo er unter seinem Einflusse stand, kann man an den den moralischen Vorlesungen beigegebenen Charakteren sehen, wo die genaue Beobachtung des Lebens und scheinbar unwichtiger, thatsächlich aber die Lebenswahrheit verstärkender kleiner Einzelzüge durchaus hinter der lehrhaften Absicht zurücktritt. Eine weit gröfsere Anregung, als sie ihm La Bruyère jemals gewähren konnte, mufste Gellert aus den englischen Wochenschriften zukommen. Die Lebensbilder, wie sie der Tatler und Spectator entwarfen, verfolgten scheinbar keinen weiteren Zweck, als das Leben mit allen seinen Einzelheiten, wichtigen und unwichtigen, getreulich wiederzuspiegeln. Eine lehrhafte Absicht war zwar vorhanden, aber nirgends trat sie aufdringlich hervor, überall scheint die Schilderung des wirklichen Lebens bei diesen Charakteristiken und Skizzen nur Selbstzweck zu sein. Man braucht nur einige der Charakterbilder, namentlich des Tatlers, zu lesen und sie mit Gellertschen Erzählungen zusammenzuhalten, um die auffallende Verwandtschaft mit Händen zu greifen. Aber ein Zusammenhang zwischen der weiteren Entwicklung der erzählenden Dichtung Gellerts und den englischen Wochenschriften ist auch äufserlich sehr wahrscheinlich, denn gerade in die Jahre, in denen die entscheidende Umwandlung seiner Fabelpoesie eintrat, fällt, wie wir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vermuten dürfen, die genauere und eingehendere Beschäftigung mit den englischen Wochenschriften. So kann man jedenfalls so viel sagen, dafs zur Erweckung der ihm noch schlummernden Neigung sorgfältig das Leben zu beobachten, Gellert durch die englischen Wochenschriften einen mächtigen Anstofs erhalten hat; allein er hat sich den erhaltenen Anregungen gegenüber keineswegs unselbständig verhalten, sondern sie sorgfältig zu vermehren und zu erweitern gesucht.

Zunächst erreicht Gellert schon in der ganzen Anlage der Erzählung den Charakter der unmittelbaren Lebenswahrheit dadurch, dafs auch er wie die Verfasser der englischen Wochenschriften scheinbar ganz absichtslos erzählt. Er weifs diese Illusion durch den gemütlichen, auch bei ganz nebensächlichen Dingen mit Behagen verweilenden Plauderton noch zu verstärken. Dieser gemütliche Erzählungston hat sich, wie es scheint, in derselben Zeit herausgebildet, in welcher Gellerts Fabeldichtung sich auch inhaltlich von der herkömmlichen Schablone losmachte und innerhalb eines beschränkten Kreises wirkliche Darstellung des Menschenlebens versuchte. Die Elemente, aus denen dieser Stil sich zusammensetzt, sind bereits aufgezeigt worden. Wenn er nun in der Einkleidung möglichst lebenswahr zu sein sich bemüht, d. h. den Charakter des unbefangenen Erzählers beizubehalten sucht, so strebt er auch in der eigentlichen Erzählung selbst danach das Leben möglichst treu abzuschildern. Das Wichtigste ist ihm dabei die Individualisierung der Rede. Er hat mit der gröfsten Sorgfalt danach gestrebt, jede der einzelnen Personen, die er in seinen Erzählungen vorführt, die Sprache reden zu lassen, die ihr nach Stand, Sinnesart und Alter zukommt. Wie vortrefflich, echt bäuerlich sind die Worte, mit denen Kunz in der Erzählung: Der Prozefs dem Advokaten seine vermeintlichen Ansprüche auf den Rain auseinandersetzt; die Roheit des reichen Geizhalses (in der Erzählung: Der arme Greis) wird durch die Rede des Mannes ebenso lebendig vergegenwärtigt wie das Unglück und die Scham des greisen Bettlers in dem kurzen, schmerzlichen Ausruf; höchst glücklich sind Vater und Sohn in der Erzählung: Der Bauer und sein Sohn in ihren Worten kontrastiert: der Vater bedächtig, auch der frechen Lüge gegenüber ruhig; der Sohn unverfroren, ruschelig und so unverschämt, dafs er nicht allein dem Vater die gröbste Lüge aufbindet, sondern auch schliefslich noch, als er zum Geständnis gezwungen wird, dies mit den Worten thut: „Ach Vater, seid kein Kind!“ Auch sonst zeigt diese Erzählung, wie fein Gellert die Reden der einzelnen Personen zu führen weifs; sehr hübsch ist es, wie aus den Worten des Bauernburschen selbst die von Minute zu Minute immer mehr gesteigerte Unsicherheit zu erkennen ist, die ihn schliefslich zum Geständnis zwingt. Ferner sei auf die Ansprache des groben Amtmanns in der Erzählung: Die Bauern und der Amtmann verwiesen. Ein ganz besonders lehrreiches Beispiel für die Art, in der Gellert die lebendige Sprache nachzubilden wufste, bietet der Anfang der bekannten Erzählung: Die Mifsgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterin,
Ach wüfsten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein, Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, dafs ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Kind (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.
Die stolze Frau! ich richte nicht,
Allein ich weifs, dafs nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, dafs es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich:
Indes behalten Sie die Heimlichkeit für sich.

Hier gewinnt die Rede durch die sorgfältige Beobachtung der Sprache des täglichen Lebens eine ganz besondere Anschaulichkeit und Lebendigkeit; sehr geschickt sind stereotype Wendungen, wie sie im Leben häufig gebraucht werden, überall eingeflochten. Auch sonst bietet die Erzählung noch vortreffliche Beispiele für die Sicherheit, mit der Gellert die Umgangssprache namentlich der Frauen wiederzugeben wufste; man vgl. die Worte, mit denen Frau Orgon der Dorinde die Geschichte von der Mifsgeburt berichtet:

Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie —? Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mifsgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?

Wo der Gegenstand der Erzählung sich etwas aus dem sonst mit besonderer Vorliebe gewählten bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreise heraushebt, da weifs auch Gellert die Rede angemessen zu führen; allerdings ohne eine ähnliche Wirkung zu erreichen wie bei den eben behandelten Stellen und zahlreichen anderen. Selbst in der Wiedergabe leidenschaftlicher Reden ist er nicht unglücklich, wie namentlich die Erzählung Rhynsolt und Lucia zeigt; hier ist das Vorbild Richardsons nirgends zu verkennen.

Man mufs neben der Entwickelung des Stiles der einkleidenden Erzählung auch beständig die Worte der eingeführten Personen im Auge behalten, wenn man den aufserordentlichen Fortschritt erkennen will, den Gellerts im ersten Teil seiner Fabeln (1746) gesammelte Stücke gegenüber den in den Belustigungen veröffentlichten bedeuten. Sehr häufig können wir beobachten, wie Gellert die trockene und öde Erzählung der ursprünglichen Fassung dadurch glücklich umzugestalten weifs, dafs er sie in lebendige Rede umsetzt. Deutlich läfst sich das erkennen bei der späteren Form der Fabel: Das Kind und der Affe, abgedruckt in den Belustigungen, Bd. I, S. 284 ff. (in der endgültigen Fassung heifst die Fabel nur: Der Affe). Der Affe möchte im Spiegel ebenso erscheinen wie das Kind, sieht aber immer nur darin sein eignes häfsliches Angesicht.

(Belustigungen, I, 285):

Er (der Affe) schiebt des Fehlers Schuld allein
Auf seines Spiegels falschen Schein
Und lästert, schmäht und schimpft bey Haufen;
Er schmäht erhitzt und geifert auch,
Bis endlich, durch so manchen Hauch
Das Glas im Spiegel angelaufen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die spätere Fassung (F. u. E. Buch III, S. 263) lautet:

Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häfslichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Wo sich in den Gellertschen Fabeln der Belustigungen direkte Reden finden, da pflegen sie mit einer einzigen Ausnahme — es ist das die für die Geschichte der Entwicklung von Gellerts Fabelstil so aufserordentlich wichtige Erzählung: Der Unbedacht, Belustigungen, VIII, 288 — steif und hölzern zu sein; selten macht der Dichter den Versuch, der Rede einen etwas individuelleren Charakter zu verleihen. Die Erzählung von Pätus und Arria hätte wohl zu leidenschaftlicher Liebesrhetorik Veranlassung geben können; Gellert erzählt sie so trocken wie möglich in saftlosen Alexandrinern und macht kaum einen Versuch, den dankbaren Vorwurf nun auch wirklich auszugestalten.

(Belustigungen, IV, 176.)

Kaum merkt diefs Arria: so stöfst sie voller Lust
Das mördrische Gewehr sich selber in die Brust,
Und zieht es bald heraus, und spricht aus treuem Herzen:
Mein Mann, es thut nicht weh; doch der Stich wird mich schmerzen,
Der Deine Brust durchbohrt. Hier hast Du Deinen Stahl,
Stirb so getrost, als ich. Diefs that auch ihr Gemahl.

Um zu zeigen, wie gut Gellert es später verstand, ähnliche dankbare Stoffe auszubeuten, genügt es auf die bereits berührte Erzählung: Rhynsolt und Lucia hinzuweisen, der auch ein kulturhistorisches Interesse zukommt, da es scheint, als ob der Dichter mit der Gestalt des Rhynsolt das Günstlingswesen am sächsischen Hofe überhaupt habe treffen wollen. Den bekannten Stoff lieferte ihm der Spectator, Bd. VIII; und wenn man die nachfolgende Stelle des Spectators und Gellerts Umdichtung mit der Art vergleicht, in der er sklavisch die antike Erzählung durch Zufügung von ein paar Worten in leere Reime zwängt, so tritt der aufserordentliche Fortschritt besonders deutlich hervor. Zuschauer, Übs. der Frau Gottsched, VII, 86. „Man kann sich den Jammer dieser ehrlichen Eheleute in einem solchen Falle leicht vorstellen, da sie niemals mit dergleichen listigen Ränken grofser Herren zu thun gehabt. Der Mann schämte sich fast, dasjenige auszusprechen, was ihm die Furcht vor dem nahen Tode eingab: allein er gab ihr zu verstehen, dafs er sie eben nicht für beflecket halten wollte, wenn gleich der Statthalter seinen Zweck erhielte, indem es doch niemals ihr Wille sein würde.“

Fabeln und Erzählungen, Buch III (S. 240).

Sie kämpfen mit den gröfsten Leiden,
Lieb und Verzweiflung spricht aus Beiden.
„O Danvelt! soll ich Dich vom Tode nicht befrein?
Man eilt, Dich schrecklich hinzurichten.
Vergefs ich nicht noch heute meine Pflichten:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So wirst Du morgen nicht mehr seyn.
Willst Du die Schande mir verzeihn:
Nun so gebeut! — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt und weint in ihre Klagen:
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten, erdulden?
Ach, liebstes Weib, ich bin zu schwach!
Befragst Du mich durch Deine Schmach:
So sind es zwar nicht Deiner Tugend Schulden
Und doch — O Gott! was soll ich nun erdulden!“

Aus diesem Bestreben, den Hauptnachdruck auf die möglichst getreue Wiedergabe lebendiger Rede zu legen[1]), kann man erkennen, dafs es dem Dichter mit seinen Fabeln und Erzählungen hauptsächlich darauf ankam, die Beobachtung des menschlichen Lebens und Treibens zu geben. Alles, was ihn von dieser Aufgabe abziehen konnte, tritt in den Stücken, die ihn uns in seiner dichterischen Reife zeigen, vollständig zurück. Von ausführlicheren Beschreibungen sieht er am liebsten ab; Naturschilderungen, wie sie z. B. Lichtwer gern in seinen Fabeln einflicht, finden sich auch da nicht, wo der Gegenstand dazu herausfordern konnte (z. B. in Inkle und Yariko, Werke III, 57).

Die genaue Wiedergabe der kleinen Vorgänge des täglichen Lebens bildet einen der Haupterklärungsgründe für den ungeheuren Erfolg, den Gellerts Fabeln und Erzählungen in allen Schichten des deutschen Volkes fanden. Eine ähnliche Wirkung hatte keiner der bisherigen Dichter auszuüben vermocht; bei den meisten wurde wohl der wirkliche oder scheinbare Pomp der Diktion angestaunt, auch fanden selbstverständlich zahlreiche Poeten in einzelnen Kreisen eifrige Leser, aber ein durchgreifender Einflufs auf das gesamte deutsche Publikum war keinem von ihnen beschieden, auch Hagedorn nicht. Bei Gellert dagegen fand ein jeder das wieder, was er im Leben zu sehen gewohnt war, hier waren Gestalten und Vorkommnisse, wie sie täglich beobachtet werden konnten, mit einer Treue nachgebildet, die bis dahin im neueren Deutschland noch niemals erreicht war, in den Worten, die den einzelnen Personen in den Mund gelegt waren, mufste auch der Bauer und der Kleinbürger zumeist seine eigene Art sich auszudrücken wiedererkennen, zumal auch die Reime sich überall nur wie ganz unabsichtlich der Rede anzufügen schienen. Wo aber Gellert dieses Stoffgebiet verliefs und sich etwas höheren Gegenständen zuwandte, da sorgte er doch durch möglichst klaren Ausdruck auch dem ungebildeten Leser das Verständnis zu ermöglichen. Die Allegorie, die in der deutschen Fabeldichtung des 17. Jahrhunderts eine so grofse Rolle spielt, hat er aufserordentlich selten verwendet; wo er es dennoch thut, da führt er entweder Ge-

[1]) Der Grundstock der vorliegenden Arbeit ist vor elf Jahren entstanden; vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie, Bd. 17, S. 384. Seitdem haben die Untersuchungen über die Wandlung, die sich in Gellerts Fabeldichtung vollzog, eine wesentliche Förderung erfahren durch die Abhandlung von H. Handwerck: Studien über Gellerts Fabelstil, Marburg 1891, wo auch für die oben behandelten Erscheinungen zahlreiche sehr gut ausgewählte Beispiele gegeben worden sind. Selbstverständlich werden in dem Abschnitt über die Entwicklung von Gellerts Fabelstil auch die Ergebnisse der Arbeit sorgfältig berücksichtigt werden. Zu S. 8 trage ich noch nach, dafs auch die Erzählung: die beiden Schwarzen, Werke I, 236, mit Ausnahme der Moral in Alexandrinern abgefafst sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stalten ein, die unmöglich mifsverstanden werden konnten (vgl. die beiden Erzählungen: I, 233, 259) oder er sucht die Allegorie durch möglichst sorgfältige Ausgestaltung der Einzelzüge immer mehr der Weise der eigentlichen Erzählung zu nähern und läfst den allegorischen Charakter erst in der Moral hervortreten (so in der Erzählung: Der Jüngling, I, S. 194, wo dem Verständnis ohnehin durch naheliegende biblische Vergleiche vorgearbeitet war, vgl. auch die Reise, I, S. 75).

Der zweite Haupterklärungsgrund für den grofsen Beifall, den die Fabeln und Erzählungen namentlich im Mittelstande fanden, wurde schon berührt: es ist der verhältnismäfsig enge Kreis moralischer Vorstellungen, innerhalb dessen sich Gellerts Fabeln wie überhaupt seine ganze Schriftstellerei bewegt. Die Faktoren, die für die Ausbildung dieses Anschauungskreises in Betracht kommen, müssen in anderem Zusammenhange erörtert werden; hier sei nur darauf hingewiesen, dafs namentlich Popes Essay on man auf Gellert von gröfstem Einflufs gewesen ist; aus Pope stammt der nachdrückliche Hinweis darauf, dafs das Glück des Menschen auf der Unkunde der Zukunft beruht, dafs daher der Mensch nicht darnach streben soll, Gott und seinen Ratschlufs zu ergründen, sondern sich bedingungslos dem Willen der Vorsehung unterwerfen müsse, essay on man, I, 77, 281 ff. II, I ff. Auf diesem Gedanken bauen sich die Erzählungen: Semnon und das Orakel, I, 85 ff., Das Schicksal, I, 121, auf: in dem letzten Stück namentlich die einleitenden Betrachtungen; zu der Stoffgeschichte der Erzählung selbst vgl. Gaston Paris, L'Ange et L'Ermite, Etude sur une légende religieuse (Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, 1880, S. 427 ff.) und die auf reicherem Material aufgebaute Dissertation von O. Rohde, die Erzählungen von dem Einsiedler und dem Engel in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Rostock 1884.

Die positiven Anregungen, die Gellert durch seine Fabeln und Erzählungen ausgeübt hat, sind, von der Einwirkung auf die Fabeldichtung der unmittelbar folgenden Zeit ganz abgesehen, gewifs nicht gering anzuschlagen. Seine sorgfältigen Beobachtungen wurden vorbildlich; seinen Fabelstil nahm Wieland auf und wufste ihn in eigentümlicher Weise weiterzubilden. Dennoch aber beruht die Hauptbedeutung der Fabeln und Erzählungen vor Allem auf der Thatsache, dafs es Gellert gelang, zahlreiche und wichtige Kreise Deutschlands, die infolge der eigenartigen Entwicklung des deutschen Geisteslebens jedem litterarischen Interesse völlig entfremdet waren, wieder für die Poesie zu gewinnen. Als dann die deutsche Dichtung sich zum Weiterschreiten anschickte, liefs sie freilich die Grenzen, die Gellert so fein und säuberlich gezogen hatte, bald weit hinter sich zurück und konnte, wollte sie nach dem höchsten Ziele streben, nicht in dem so schmal bemessenen Kreise der zahmen Anschauungen Gellerts bleiben. Aus diesem Grunde erklärt sich die scharfe und damals notwendige Opposition der folgenden Generation. Dieser lag das, was Gellert erreicht hatte, schon als fertige Thatsache vor; sie sah in seinen Leistungen nur die Schranken und das Hemmende und vergafs ganz, dafs er es gewesen war, der das gesamte Deutschland wieder für die Poesie empfänglich gemacht hatte.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stalten ein, die unmöglich mifsverstanden werden konnten (vgl. die beiden Erzählungen: I, 233, 259) oder er sucht die gestaltung der Einzelzüge immer mehr der Weise der eig den allegorischen Charakter erst in der Moral hervortreten 194, wo dem Verständnis ohnehin durch naheliegende l. auch die Reise, I, S. 75).

Der zweite Haup den die Fabeln und Erzählungen namentlich im Mittelstan der verhältnismäfsig enge Kreis moralischer Vorstellungen ie überhaupt seine ganze Schriftstellerei bewegt. Die F Anschauungskreises in Betracht kommen, müssen in and hier sei nur darauf hingewiesen, dafs namentlich Popes E Einflufs gewesen ist; aus Pope stammt der nachdrücklic Menschen auf der Unkunde der Zukunft beruht, dafs dal l, Gott und seinen Ratschlufs zu ergründen, sondern sich ng unterwerfen müsse, essay on man, I, 77, 281 ff. II, 1 ff. lungen: Semnon und das Orakel, I, 85 ff., Das Schicksal, I, h die einleitenden Betrachtungen; zu der Stoffgeschichte de nge et L'Ermite, Etude sur une légende religieuse (Comp es Inscriptions et Belles-Lettres, 1880, S. 427 ff.) und di ertation von O. Rohde, die Erzählungen von dem Einsi hen Entwicklung. Rostock 1884.

Die positiven An und Erzählungen ausgeübt hat, sind, von der Einwirku folgenden Zeit ganz abgesehen, gewifs nicht gering anz gen wurden vorbildlich; seinen Fabelstil nahm Wieland a se weiterzubilden. Dennoch aber beruht die Hauptbedeutu em auf der Thatsache, dafs es Gellert gelang, zahlreiche nfolge der eigenartigen Entwicklung des deutschen Gei völlig entfremdet waren, wieder für die Poesie zu gewinn zum Weiterschreiten anschickte, liefs sie freilich die Gre gezogen hatte, bald weit hinter sich zurück und konnt treben, nicht in dem so schmal bemessenen Kreise der z Aus diesem Grunde erklärt sich die scharfe und damals eneration. Dieser lag das, was Gellert erreicht hatte, s in seinen Leistungen nur die Schranken und das He gewesen war, der das gesamte Deutschland wieder für

Grauskala #13 B.I.G.
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf